



## Geschichtsforschung und Volkstum in Franken am Beginn einer neuen Zeit

Vortrag, gehalten bei einer Veranstaltung des Hübnerischen Vereins zu Bamberg auf der Altenburg  
am 9. August 1919 von Peter Schneider

Verehrte Damen und Herren!

**M**it Schwert und Wage, verbundenen Augen auf erhabenem Stuhle sitzend — so bilden Künstler die Gerechtigkeit, als Göttin unerbittlichen, unbeflecklichen Ernstes, Schrecken und Trost der Menschen zugleich. Ihrem Bilde ähnlich lebt in uns die Vorstellung von der Muse der Geschichte, milder und freundlicher zwar, aber doch auch wesensverwandt mit ihr; denn die Weltgeschichte ist ganz gewiß ein Teil des Weltgerichtes. Auch sie scheint aus ihrer Nähe jede wichtige, jede vorlaute Regung persönlicher Auffassungen zu verbannen, und wenn sie ihren Griffel dem Geschichtsschreiber leiht, so bändige er sein Blut, so hüte er sich, daß nicht Voreingenommenheit, nicht Parteiliebe ihm die Hand führe. Unser heutiges Zusammensein steht im Zeichen dieser richtenden Göttin, und wer bei solcher Gelegenheit den Gästen Speise des Geistes vorsetzen soll, dem steht es schlecht an die Zuhörer mit den Kleinigkeiten persönlicher Dinge zu bewirten. Aber die Ereignisse des letzten Jahres, des letzten Jahres zumal haben uns alle so unmittelbar betroffen, haben uns allen das Herz so übergelassen gemacht, daß ich gewiß Ihre Verzeihung finde, wenn ich heute das Wörtlein „ich“ öfter gebrauchen muß als mir selber lieb ist, und wenn ich gleich Eingang meiner Worte Erinnerungen Ausdruck gebe, die mich an diesem Orte übermächtig beschleichen. —

Mehr denn dreißig Jahre sind es schon, da stand ein schüchternes Knabe mit seiner älteren Schwester dort drüben jenseits der Zugbrücke zu Füßen der Kreuzigungsgruppe. Er hatte die Altenburg bis jetzt immer nur von unten, aus einiger Ferne gesehen, und als nun die beiden ein wagemutiger Spaziergang bis herauf vor ihre Pforten geführt hatte, da zauderten sie in kindlicher Scheu in das ehrwürdige Gebäude hineinzutreten. Endlich ward es gewagt! Friedliche Hühner kreuzten den Weg und niemand wies sie hinaus, als sie an dem ersten Ritter unter dem Torweg hinausschauten, die bunten Fenster der Kapelle entzückt betrachteten, an dem mächtigen, so wunderbar rund gedrehten Turm emporstauten und endlich zu der Bastei gelangten, von der sich der un-

begreiflich schöne Blick auf die Vaterstadt eröffnete. O süße Freude, die Heimat zu entdecken! Da sagte die Schwester zu ihrem Brüderlein, um dies schöne Bild habe einst Sankt Kunigunda einen Faden gesponnen, der es vor Unheil schirme. Diese Kunde begriff das kindliche Gemüt. Immer wieder, wenn der heranwachsende Knabe das Landschaftsbild von der Feste der Altenburg aus mit stets erneutem Entzücken genoss, fiel ihm diese Legende ein, und als er mit der Reife der Jahre den Ursprung solch frommer Sagen allmählich erkennen lernte, wollte es ihm fast zur Gewissheit werden, daß der Mann, in dessen Gehirn jene Legende zuerst Gestalt gewann, im Geburtsaugenblick seines Gedankens auf der Feste gestanden und mit weitgeöffneten Augen die Schönheit in sich getrunken haben müsse. Denn auch dies wurde ihm klar, daß es eine Beschwörungslegende sei. Die geschichtliche Ueberlieferung sagte ihm ja, daß trotz Kunigundas Faden das Bamberger Land nicht immer vor Unheil bewahrt blieb, daß aber freilich zwischen den großen Unglücksfällen auch immer wieder lange, glückliche Zeiten dahinflossen. Und in der süßen Gewohnheit glücklicher Jahrzehnte, wo nur hin und wieder das dunkle Gefühl in dem Herzen sich regt, daß es auch einmal anders werden könne, da erfindet ein Dichtergemüt solche Legenden als Beschwörung drohenden Unheils. So pries auch einst der alte griechische Dichter Euripides zu einer Zeit, da eine große politische Spannung in den Lüften lag, in seiner „Medea“ den heiligen, nie von Fremden verheerten Boden seiner Heimat; und wenige Monate später war der große Krieg entbrannt und waren die Feinde bis vor die Tore der Stadt gedrungen und hatten Ölbaum und Körnerfrucht verwüftet. Darf ich mich nicht mit jenem Dichter vergleichen, so ist's mir doch ähnlich gegangen. Im Jahre 1911, am 12. März, durfte ich zu Bamberg als Sprecher vieler den neunzigjährigen Luitpold den Gütigen — seligen Angedenkens — feiern, und damals sprach ich einen Lieblingsgedanken aus mit den Worten: „Nach dem frommen Glauben des Volkes hat einst Sankt Kunigunda einen unsichtbaren Faden um Bamberg gesponnen als starke Wehr gegen Unheil, das von außen kommt. Möge dieser Faden sich weiten und dehnen und schirmend alles Land umschlingen vom Watzmann bis zur Pfalz am Rhein, vom Seuling bis zum Saalestrand, und das Volk darinnen, geschart um ein gottgesegnetes Fürstenhaus, in Glück und Frieden wohnen für und für!“ Kunigundas Faden aber hat sich nicht geweitet und gedehnt; doppelgehaltiges Unheil hat seinen Weg hineingefunden in den erstlehten Bauderkeis, und heute betrachten wir es schon als einen Gewinn, daß wir nach dem ärgsten Sturm wieder ausatmen zu können meinen und ich über den Frieden vor Ihnen sprechen kann.

Verehrte, Sie werden vielleicht in diesem Augenblick eine solche Aufgabe als sehr undankbar empfinden, so undankbar, als alle die vielen Sie empfunden haben, denen dieser Auftrag geworden ist. Sines jedoch erleichtert mir die Worte. Ich habe die Ehre vor Ihnen zu sprechen als Mitglied eines historischen Vereins während einer Veranstaltung, über der der Geist der Geschichte schweben soll. Dies legt mir Beschränkung auf und bestimmte Bezugnahme nahe. Der Resonanzboden meiner Worte ist ein anderer, als wenn ein Politiker heute vor Ihnen

über den Friedensschluß und die kommenden Friedensaufgaben spräche. Ich darf wohl vorausschicken, wie ich mir die Aufgabe historischer Vereine schon immer gedacht habe. Um den Forschungsbereich der einzelnen Geschichtsvereine soll man nicht Mauern aufrichten wollen, bei denen die Welt ein Ende hat. Auch ist's ja gar nicht möglich. Wenn die Weltgeschichte mit ihrem Riesenschritt über den Erdball dahinschreitet, dann zittert der Boden auch jeder engeren Heimat in leisen Schwingungen mit. Bei dem geologischen Vorgang eines fernen Erdbebens zeichnet der Seismograph die Bodenschwingungen getreulich auf. Der Heimatgeschichtsforscher hat ein solches Instrument nicht zur Verfügung; ihm dient zu ähnlichem Zweck sein durch unablässiges Studium geschichtlicher Vorgänge und Zustände erweiterter Gesichtskreis. Nach allgemeinem geschichtlichem Wissen strebt er, damit er die Geschehnisse, die Zustände der engeren Heimat in ihrem Zusammenhang mit dem großen Gang der Weltgeschichte, als Teilchen des großen Weltgeschehens erfasse. Große Stürme, die weite Länderstrecken überfluteten, lassen überall, wohin ihre Wasser gedrungen, fruchtbaren Schlamm oder erstickendes Gerölle zurück; also sieht der Geschichtsfreund in den Zuständen seiner Heimat den Niederschlag gewaltiger Kulturwellen, die in jahrhundertelangen Zwischenräumen über die Lande dahingezogen sind. Schreitet er dann von der Betrachtung zur selbständigen Forschung weiter, so ist er sich bewußt, daß die kleinen Steine, die er bricht, die Sandkörner, die er gräbt, dem Bau des großen Domes weltgeschichtlicher Erkenntnis dienen, und er schafft freudiger und tiefgründiger in diesem Bewußtsein. Über die Grenzen der engsten Heimat hinaus soll auch heute unser Gesichtskreis reichen; mein Vortrag soll letzten Endes einem Ziele zuführen, das über den Begriff und Umfang des alten Hochstifts Bamberg hinaus sich dehnt. Nicht meine Aufgabe ist es nun heute zu zeigen, wie die großen Kriegereignisse und der staatliche Umsturz im Leben unserer Heimat sich bemerkbar machten; das ist durch treue Chronistenhände gewiß schon festgehalten worden und kann als Darstellung, zusammengefaßt und durchgearbeitet, die schöne Aufgabe eines hierzu Berufenen werden. Meine Worte sollen von dem Gedanken ausgehen, daß jetzt wieder Friede herrscht, und sie sollen und können, wenn sie anders nur ein wenig vom Geiste der rückwärts gewandten Prophetin befruchtet sind, Worte des Trostes sein.

Es ist zunächst gar nicht zweifelhaft, daß Bamberg und das alte Fürstbistum in früheren Zeiten von Unglück heimgesucht worden ist in einem Maße, daß die Ereignisse der letzten Jahre, mögen sie auch noch soviel Herzleid über den Einzelnen gebracht haben, damit verglichen ein Friedenszustand genannt werden müssen. Könnten Steine reden, so würde dieser alte Bergfried seinen Mund öffnen und erzählen, was er an Bösem gesehen in den acht oder neunhundert Jahren seines Daseins. Er würde erzählen, wie er einst niedergeblickt hat auf die brandgeschwärmten Ruinen des Heinrichsdomes fast ein Viertel Jahrhundert lang; wie er im 15., 16., im 18. Jahrhundert rundum im Lande Brandgluten zum Himmel emporsteigen sah; wie drüben sein alter Gefährte, die Wiechburg, eines Tages als Riesenackel zu ihm herüberleuchtete, hier der rote Hahn,

von Empörerhand aufgesagt, um die Michelskirche flatterte, dort der Kriegsbrand die friedlichen Häuser der Gärtnerei ergriff, draußen hinter dem Hauptemoor das reiche Kirchdorf Strallendorf in Asche sank; und wie eines Tages Bluthige und Rauchgewölle ihn, den Alten, selbst umbrausten und auf die Stelle, wo Sie heute friedlich sitzen, brennende Balken, glühheiße Steine herniederprasselten. Er würde erzählen, wie ihm die Lüfte wehlagend von unerhörter Drangsal der Landleute, von unerfchwinglicher Kontribution Kunde brachten; er selber sah ja die Kriegsmassen, die da unter Tilly, unter Bernhard von Weimar, unter Jourdan, unter Napoleon auf den Landstraßen des Regnitztales sich dahinwälzten. Und Schreckliches, Unerhörtes flüsterten ihm die Winde zu in der Zeit des großen Krieges, von Martern der Bevölkerung, von hungrigen Wölfen um die Mittagsfründe auf den Märkten der Städte, von unbegrabenen, in Straßentritten verfaulenden Leichen, von entmenschten Horden, die, hungergepeinigt die Mitmenschen tösteten und verzehrten, indes die unseligen Zeitgenossen, noch nicht gesättigt von all dem Graus, zitternde Greise, zarte Jungfrauen, Bürger, Gelehrte, Nonnen zum Hegenfeuer schleppten. Und was uns da der alte Turm voll Jörn und Schmerz erzählen würde, das bestätigen bis auf den Tag und die Stunde die alten Chroniken und Urkunden. Mitbürger, Sie haben körperlich und seelisch seit 1914 vieles erduldet, jeder für sich und im Gedanken an die Not oder Schmach der Gesamtheit; aber von solchen Greueln hat unsere Heimat in diesen Tagen nichts gesehen, und in diesem Sinn hat Kunigundas Faden gehalten. Und wenn Sie dies für zu gering veranschlagen sollten, so bitte ich Sie sich nur einen Augenblick lang vorstellen zu wollen, Sie hätten während des Krieges nicht in Franken, sondern in Galizien oder Flandern, und nicht in Bamberg, sondern in Reims oder Ypern gewohnt!

Über um Ihnen das Schwere, das auch Sie erduldeten, leichter erscheinen zu lassen, brauche ich Sie gar nicht auf die ferne Vergangenheit zu verweisen; ich darf Ihre Aufmerksamkeit auch lenken auf die Bewohner des linksrheinischen Deutschland und auf das, was diese in den letzten Zeiten über sich ergehen lassen mußten. Ich sehe in gewissem Sinn als ein Vertreter der bayerischen Pfalz vor Ihnen, und wenn ich gleich keinem Landtag und keiner Nationalversammlung angehöre, so nehme ich mir in diesem Augenblick doch das Recht mich als einen solchen Vertreter zu bezeichnen, weil ich von Bewohnern der Pfalz ausdrücklich aufgefordert worden bin die mir sich bietende Gelegenheit zu benutzen und einiges von dem, was die Linksrheinler auf dem Herzen haben, Ihnen vorzutragen. Ich will nicht mehr viele Worte verlieren über die Schrecken, die die friedlichen Anwohner des Rheins durch die feindlichen Fliegerangriffe erfuhren, Schrecken, von deren allmählich die Nerven zerrüttemdem Eindruck Sie ganz gewiß keine deutliche Vorstellung sich zu machen vermögen. Preisen Sie sich glücklich, daß Sie nie in die schreck erfüllten Augen zitternder Kinder sahen, während unter dem Donner der Abwehrgeschütze und dem Kreischen der feindlichen Panzervögel gedrückte Greise, hilflose Kranke aus der warmen Lagerstätte hinad in die lebensgefährliche Luft feuchter Kellerräume flohen — wenn's

gut ging, drei bis viermal in einer Nacht. Wir wollen einen Wahnsinn zu vergessen suchen, der niemals in der Menschengeschichte wiederkehren möge. Ich will auch nicht viele Worte darüber verlieren, daß wir links des Rheins seit der Besetzung durch fremde Truppen naturgemäß unter Empfindungen litten die unser Vaterlandsgefühl und unseren Freiheitsfinn betreffen, und daß auf der Bevölkerung der Abdruck einer voraussichtlich lange Jahre dauernden Besetzung und drohender Requisitionen von Wohnungen und Hausrat lastet. Aber wir litten auch noch unter anderen peinigenden Gefühlen. Sie wissen, daß in der Pfalz der Versuch gemacht worden ist eine unabhängige Republik auszurufen, und daß er nur gescheitert ist an dem Widerstand der Arbeiterschaft und anderer entschlossener Männer. Glauben Sie jedoch nicht, daß dieser Plan aufgegeben sei! Nur die Methode hat sich geändert. Man will jetzt das erstrebte Ziel erreichen durch die Bearbeitung der öffentlichen Meinung. Eine Zeitung, „Die freie Pfalz“, predigt in jeder Spalte die Loslösung vom Deutschen Reich, nicht nur von Bayern. Der Plan findet auch so manche Anhänger unter der Bevölkerung der Städte, wo namentlich eine bestimmte Gruppe des Kaufmannsstandes dafür zu haben wäre, und vielleicht noch mehr Anhänger auf dem Lande; denn die große Masse der bäuerlichen Bevölkerung zeigte sich wenigstens in der ersten Zeit sehr unzuverlässig, was vaterländisches Gefühl nach unseren Begriffen anlangt. Dies nun war für uns die Zeit her das Peinliche, daß das deutsche Vaterland, daß insbesondere Bayern es uns so schwer machte gegen jenes landesverräterische Treiben mit Überzeugungskraft aufzutreten. Meine Damen und Herren! In einem achtjährigen Aufenthalt in der Pfalz habe ich als Lehrer die Eigenart der pfälzischen Schüler und Eltern, als Freund der Geschichte und Volkstunde Land und Volk aus Büchern und vor allem auf vielen Wanderungen kennen gelernt und glaube die Licht- wie die Schattenseiten des pfälzischen Volkscharacters in ihren Ursprüngen erfasst zu haben. Unter den guten Eigenschaften sind dortzuland besonders stark entwickelt der Sinn für Ordnung und Arbeit. Der Pfälzer schwärmt viel zu sehr für Vernünftigkeit, als daß ihm die Unordnung länger denn ein paar Tage angenehm wäre. Und er ist viel zu sehr von dem Wert des Besitzes überzeugt, viel zu erwerblich gesinnt, als daß ihm die Faulheit nicht bald höchst unrentabel erscheinen sollte. Welches aber war das Bild, das Deutschland uns Vorkommen bot? — Jede finanzielle Tollheit, jeder wahnsinnige Putsch, jeder wilde Streik löschte einen Funken deutschnationalen Empfindens aus, und auch in uns, Verehrte, frag zuweilen das Gefühl, daß dieses Deutschland es eigentlich nicht wert sei ein Wort der Verteidigung für es einzulegen, und es stieg in uns hin und wieder der böse Gedanke auf, ob es denn vielleicht nicht besser wäre in der erzwungenen Ruhe links des Rheins, wenn auch als Sklave, sein Leben weiter zu fristen als in dem deutschen Durcheinander. Darunter haben wir gelitten, und solche Gedanken waren allerdings geeignet unseren Nächten zuweilen den Schlaf zu rauben. Die deutsche Westmark dem Reich zu erhalten ist eines nötig; das endlich gegebene Beispiel neu beachteter Ordnung, neu erwachter Arbeitslust. —

Nun bin ich doch ziemlich tief ins politische Gebiet geraten; aber wovon das Herz voll ist, davon gehet der Mund über. Ich finde den Weg zu meinem Gedankengang wieder mit einem Einwurf, den Sie vielleicht schon im Stillen gemacht haben. Sie werden sagen: „Ja, was uns da zum Troste aufgerischt wird, das ist das alte Solamen miseris socios habuisse malorum, der Trost, daß wir Leidensgefährten hatten und haben, denen es noch schlimmer ging als uns, und daß diese Leidensgefährten Voreltern von uns waren, Volksgenossen von uns sind. Ein schöner Trost, ein starker Trost vielleicht, aber kein Trost, der zu neuer Arbeit anspornet.“ Sie haben recht; dieser Trost treibt nicht zu neuer Schaffensfreude an. Da bedarf es tröstlicher Gedanken, die in die Zukunft weisen! Urteilen Sie, ob als solche vielleicht meine folgenden Worte gewertet werden können, Worte, die von dem zukünftigen Betrieb deutscher Geschichts- und Heimatforschung handeln sollen.

Es darf zunächst die Frage aufgeworfen werden, ob die deutsche Geschichtsschreibung der kommenden Tage mit der Leidenschafts- und Parteilosigkeit sich begnügen darf, von der ich oben sprach, oder ob sie in den künftigen Jahrzehnten nicht auch noch eine andere Aufgabe zu erfüllen hat. Bekanntlich ist ja auch die deutsche Geschichtsschreibung, obzwar wir zur strengen Sachlichkeit befähigter sind als andere Völker, keineswegs immer sine ira et studio betrieben worden. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts diente sie zweifellos sogar bestimmten Parteirichtungen. Damals schrieb ein Joseph Görres Geschichte vom ausgesprochen katholischen Standpunkt, schrieb ein Leo im Sinn des kaiserlichen Absolutismus, also der Reaktion seiner Zeit, predigte ein Schloffer in seiner Weltgeschichte die Notwendigkeit eines parlamentarisch regierten Staates, verfocht ein Kottel sein Ideal einer nur auf dem Willen des Volkes beruhenden, also demokratischen Verfassung. Diese Männer machten gar kein Hehl daraus, daß ihre Geschichtsschreibung eine bestimmte Absicht verfolgte; sie wollten auf die jüngere Generation einwirken in ihrem Sinn.

Ich möchte nun nicht wünschen, daß diese Auffassung wieder Eingang fände; ich möchte es nicht wünschen trotz all der Bitterkeit, die sich in unserer Seele angesammelt hat. Wahren wir uns die Überlegenheit der Weltbeachtung! Sie macht den Deutschen mehr als den Angehörigen anderer Nationen zum Menschen und ist ein Zeichen von sittlicher Kraft, die sich jetzt durch riesenhafte Arbeit und unfägliche Entbehrungen bis zum Tode erschöpft hat, aber sich schon wieder erholen wird. Mit gelassener Ruhe gehe der deutsche Forscher den furchtbaren, großen Ereignissen zu Leibe und buche mit gelassener Seele, was auch auf unserer Seite nicht einwandfrei gewesen ist. Je weniger unsere Geschichtsschreibung jetzt schilt und schmält, desto rascher wird sich die Gerechtigkeit der Weltgeschichte, an die ich unerschütterlich glaube, vollziehen, vielleicht ohne unser Zutun. Ja, ich erbete für unsere Kinder und Enkel den Tag, wo sie in Bewunderung weltgeschichtlicher Gerechtigkeit die Gottesgeißel auf die Schultern der jetzt Übermütigen herabfallen sehen, ohne daß ein deutscher Singer sich zu krümmen, ein Tropfen deutschen Blutes auf die Erde zu rinnen braucht. Die

deutsche Geschichtsschreibung hat insbesondere nicht nötig die kriegerischen Instinkte, die jetzt abgestumpft sind, wieder aufzuwecken, indem sie etwa waffenglänzende Zeiten in den Vordergrund der Betrachtung schiebt; ihrer harret eine größere, schönere Aufgabe, die bis jetzt keineswegs auch nur annähernd bearbeitet ist; ich heiße sie: Darstellung der Wirkungen des deutschen Geistes auf die Völker der Erde. Wir sind so ehrlich und so genau im Nachweis aller Einwirkungen fremder Kultur auf die unsere; wir halten es für eine Sünde zu verschweigen, daß die Meister unserer Domskulpturen an der Kathedrale von Reims gelernt haben: weisen wir doch einmal nach, wie die Errungenschaften unserer Wissenschaft, unserer Kunst, unserer Lebensführung, unserer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse in den Ländern des Erdballs Verbreitung und Nachahmung gefunden! Die Aufgabe wird sehr schwierig sein; es gilt hier mehr als je den Nebel künstlicher Verdunkelung zu zerstreuen. Heute, wo man uns die Fähigkeit zu kolonisieren abspriicht, sei erst recht die Erforschung der deutschen Kolonisation im Mittelalter in Angriff genommen; zeigen wir mit allen Hilfsmitteln der modernen Siedlungsforschung, was die Litauer und Polen, die Tschechen, Slowenen und Slowaten durch uns geworden sind! An solche Aufgaben mögen die Meister der geschichtlichen Forschung ihre Jünger vorzugsweise herantreten lassen; sie mögen den Anfänger nicht, weil es zuweilen geschieht, auf verlorene Posten, auf die Darstellung dürftiger Zeiten hegen. Es sind nicht alle Perioden der Geschichte, der allgemeinen wie der Deutschen, es wert, daß die Jugend der Geschichtsforschung unausgesetzt ihre besten Kräfte daran zermüht; das ist nur eine Schattenseite der deutschen Gründlichkeit. Ich glaube ein Arbeitsfeld genannt zu haben, auf dem durch vereinte, von waterländischer Begeisterung beseelte Kraft Großes, Tröstliches geleistet werden kann.

Wenden wir uns nun aber der heimatgeschichtlichen Forschung zu! Diese wird betrieben vor allem durch die seit geraumer Zeit bestehenden, aber nur zum Teil blühenden historischen Vereine, denen sich in den jüngsten Jahrzehnten Vereine zur Pflege der Heimatkunde und des Heimatschutzes an die Seite gestellt haben, nachdem leider in manchen Gegenden nicht mehr viel zu schützen war. Immerhin gehöret die Pflege der Heimatkunde und des Heimatschutzes zu den erfreulichsten Erscheinungen der Jahrhundertwende und des beginnenden 20. Säkulums, und auch der vornovemberliche Staat hat, vielleicht aus einem unbestimmten Angstgefühl heraus, die beiden zarten, schüchternen Kinder Heimatkunde und Heimatschutz — wenn ich das Bild gebrauchen darf — an seine Vaterbrust gezogen und sodann mit ihrer sonderlichen Pflege die Schule und das Bezirksamt betraut, nachdem heimatbegeisterte Männer seit den Tagen W. H. Rieths aus edlen Beweggründen und auf eigne Faust schon die Heimatliebe zu fördern sich bemüht hatten; wie denn in Bamberg z. B. der Name Anton-Schuster öffentlich und in Ehren als der eines Pioniers der Heimatkunde genannt werden darf. Dankbar seien die Verdienste der Heimatpflege als eines schönen, waterländischen Wertes anerkannt; heute aber wollen wir uns zu dem, wie ich hoffe, fruchtbringenden Gedanken erheben, daß die Heimatkunde nur eine

Übergangsstufe sein soll zu einem höheren Ziele — indem wir sie selbstverständlich nicht im geringsten beseitigen, sondern sie nur in eine ganz bestimmte Richtung hinklenken und dabei allerdings ebenso sehr erweitern als vertiefen wollen.

Längst vor den Erfahrungen des großen Krieges war ich mir klar geworden über die Gefahren, die der Heimatkunde drohen, wenn sie sich nach Gemeinden, Gauen, Bezirksämtern, also kleinsten Einheiten abgrenzt. Es droht hier nicht bloß die stoffliche Erschöpfung nach längerer oder kürzerer Frist, es droht hier auch eine Verengung des Gesichtskreises und das Versinken in das Idyllenhafte, das dem deutschen Charakter freilich so liegt, aber großer Antriebe und Begeisterungen mit nichten fähig ist. Was ist einem großen Volke mit zehntausend Heimaten gedient, die sanft und friedlich nebeneinander liegen? Die Heimatkunde muß also ein größeres Gebiet umfassen; und sie muß auch auf ein Gebiet sich beziehen, das eine völkische oder geschichtliche Einheit darstellt. Eine solche Einheit sind die bayerischen Regierungsbezirke nur zum Teil, ganz gewiß keine solche Einheit ist Oberfranken. Aber eine solche Einheit ist z. B. das Gebiet des alten Hochstifts Bamberg, das Arbeitsgebiet unseres Vereins, und ich darf den historischen Verein beglückwünschen dazu, daß sein derzeitiger Vorstand die Pflege der Heimatkunde des Hochstifts in so zielbewußter, warmherziger Weise in Angriff genommen hat. Geben wir nun aber der Heimatkunde eine bestimmte Färbung um ihr mit einem Male den lebendigen Odem fruchtbaren vaterländischen Lebens einzuhauchen! Schreiten wir von der Heimatkunde zur Stammeskunde, von der Heimatpflege zur Pflege des im eigentlichen Sinn angestammten Volkstums! Sofort tauchen dann große vaterländische, selbst sittliche Ziele vor uns auf. Was das deutsche Volk so stark von den meisten übrigen Völkern Europas unterscheidet, ist der Umstand, daß es seit anderthalb Jahrtausenden in einander gleichwertige Stämme von scharf umrissener Eigenart zerfällt. Allen diesen Stämmen sind gewisse deutsche Eigentümlichkeiten gemeinsam; aber daneben hat jeder seine eigenen Vorzüge, und auf der sonderlichen Ausbildung dieser Eigenschaften beruht alles Große, was das deutsche Volk jemals geleistet hat. Der Deutsche kann auch das Ideal des deutschen Wesens nur im Rahmen seines Stammes erreichen. Deutsches Wesen in seiner Gesamtheit ist schwer faßbar, weil überreich nicht nur an Tugenden, die sich miteinander vertragen, sondern auch an solchen, die sich geradezu widersprechen. Es gewinnt aber sogleich deutliche Umrisse, wenn man es betrachtet, wie jeder Stamm es an sich ausprägt. Pflege des deutschen Wesens, ausgeprägt im heimatlichen Volkstamm: Dies ist das schöne Ziel der Zukunft. — So dachte, ähnlich schrieb ich vor dem Kriege. Jetzt, wo die politische Macht Deutschlands zertrümmert ist, wo man sich nicht mehr an äußerem Glanz berauschen kann, wo über die wahren Vaterlandsfreunde tiefes Leid, über die Champagnerpatrioten von ehemals das heulende Gland gekommen ist, da muß Nationalbewußtsein und Stolz erst recht von innen her wieder aufgebaut werden. Wir Franken aber sollen streben nach erneutem fränkischem



Selbstbewußtsein in Erinnerung an das Ideal des edlen fränkischen Menschen der Geschichte, und auch von diesem Standpunkt aus begrüße ich aufs wärmste die von der Gesellschaft für fränkische Geschichte beabsichtigte Herausgabe der Lebensläufe fränkischer Männer, ein Unternehmen, zu dem auch hervorragende Mitglieder des Bamberger historischen Vereins gewonnen worden sind. Das fränkische Selbstbewußtsein ist fast ein Jahrhundert lang unterbunden worden durch die Zugehörigkeit Frankens zum Königreich Bayern insofern, als wir eben auf einmal Bayern sein und als solche uns fühlen sollten, und auch, weil gewisse fränkische Kreise in dem übergroßen Eifer, nach der Einverleibung der fränkischen Fürstentümer und Reichstädte als treue bayerische Staatsbürger zu erscheinen, um den fränkischen Adam alsbald ein bayerisches Mäntelchen hingen. Mißverstehen Sie mich nicht, Verehrteste! Hier spricht nicht einer zu Ihnen, der mit dem politischen Abfall Frankens von Bayern droht. Im Gegenteil! Als zu uns über den Rhein die Kunde drang, daß man in Franken mit dem Abfall von Bayern drohe — mag dies nun ernst gemeint, mag es ein Schreckschuß gewesen sein — habe ich diesen Gedanken sofort für unglücklich gehalten und dieser meiner Meinung auch öffentlich Ausdruck gegeben. Ich hielt ihn für unglücklich, weil ich es nicht ohne weiteres für einen idealen Zustand ansehen kann, wenn Stammes- und Staatsgrenzen zusammenfallen, da einem solchen Staatengebilde naturgemäß jener lebendige Wettstreit fehlt, den das Nebeneinander der Stämme in einem Staat erzeugt. Ich hielt ihn für unglücklich, weil in Bayern das Nebeneinander der Franken, Altbayern und Schwaben bis dahin sich bewährt hatte, indem sie sich ergänzten und zusammen ein Staatengebilde von hervorragend süddeutschem Charakter ausmachten, als einziges wirksames Gegengewicht gegen den hervorragend norddeutschen Staat Preußen. Ich hielt ihn für unglücklich, weil mir nicht die Gewähr gegeben schien, daß die drei von Bayern losgelösten fränkischen Kreise einen in jeder Hinsicht befriedigenden modernen Staat bilden könnten — wenn nicht auch Baden, Württemberg und Thüringen sich dazu verständigen ihre fränkischen Gebietsteile abzutreten, was nicht zu erwarten war. Ich hielt ihn endlich, und nicht zuletzt gerade deshalb für unglücklich, weil seine Verwirklichung einen Rückschritt bedeutet hätte zu den überwundenen Zeiten der Kleinstaatererei. Nein, wir Franken wollen bei Bayern bleiben. Aber innerhalb Bayerns wollen wir Franken sein! Ich ehre den bayerischen Namen, den Ruhm und die Taten des bayerischen Volkes; aber nichts auf der Welt ist mir lieber als der Name, Franken, an den sich die großartigsten Erinnerungen deutscher Vergangenheit knüpfen, nichts lieber als unser arbeitsames, gemüthvolles, durch Herkunft und Geschichte zum Edlen geschaffenes fränkisches Volk. Unser Frankenstamm darf in diesen Tagen mit Stolz sein Haupt erheben. Vielleicht haben sie, verehrte Anwesende, die Sie mitten in gewissen Ereignissen standen, selber nicht so deutlich wahrgenommen wie wir Zuschauer links des Rheins, daß Franken in einem höchst gefährlichen Augenblick nicht nur Bayern, sondern ganz Deutschland vor einem Abgrund zurückgehalten hat. Ich stelle als geschichtliche Tatsache fest: der entschieden befundete Sinn für Zucht und Ordnung

im ganzen fränkischen Land und auf dessen Grundlage die Besonnenheit Nürnbergs, die beispielgebende Entschlossenheit Würzburgs und die Zuverlässigkeit der Bamberger Bürgerschaft, in deren Schoß auch moderne Machthaber ruhig ihr Haupt legen können, hat Bayern und damit auch Deutschland gerettet vor einem, wenn auch vielleicht nur vorübergehenden, aber auch so unseligen Versinken in die Kultur von Moskau und Budapest. Gott sei Dank, das Herz Deutschlands ist noch gesund! Da wird denn wohl auch der arme, kranke Leib das Flitzen überstehen. Diese geschichtliche Rolle der Franken muß neues Selbstgefühl in jedem Stammeszugehörigen erwecken. Aber wir Franken müssen uns auch als eins fühlen! Die verwaltungstechnische, zum Teil weder geographisch noch völkisch gerechtfertigte Unterscheidung zwischen Ober-, Mittel- und Unterfranken darf uns nicht hindern das gemeinsame Kulturgut zu erfassen und nach erneuter gemeinsamer Kultur zu streben; eingeschlossen in diesen Gesichtskreis müssen sein die badiſchen, württembergischen und thüringischen Franken, die die politische Entwicklung von uns getrennt hat. Die Neubelebung fränkischer, besonders auch künstlerischer und kunstgewerblicher Kultur erfordert nun aber allerdings, daß die ausschließende, ungerechtfertigte Vormachtstellung einer einzigen Stadt durchbrochen wird, und in diesem Sinn predige ich allerdings und mit allem Nachdruck: Los von München! Wie könnte ich auch anders predigen? Ich müßte ja, schon durch meine Abstammung eng mit der Geschichte eines alten fränkischen Stifts verbunden, ich müßte ja nicht schon als Knabe mit Bewunderung immer und immer wieder die Kanzel, die Ulthäre in unserer Michaelskirche betrachtet und allmählich begriffen haben, daß ich hier die Erzeugnisse einer hervorragenden kunstgewerblichen Blüte Bambergs im 18. Jahrhundert vor mir hatte; ich müßte später nicht gesehen haben, daß dann im 19. Jahrhundert eine gewaltige Ode, ein Tiefstand der Kunst in Franken eintrat, und müßte zuletzt nicht begriffen haben, daß daran zunächst die Säkularisierung und Mediatisierung der fränkischen Reichsstände und alsdann die Zentralisation der Kunst in einer Stadt die Schuld trug, so zwar, daß als echtes Kunstzeugnis nur mehr galt, was sozusagen mit Hofbräuhausweibchier besprengt war, und daß alle fränkischen Talente schlüchtern nach München trieben mußten, um dort zu bleiben und den üblichen Künstlerkampf mit dem Leben auszufechten. Mag in der Politik die Zentralisation, das straffe Zusammenfassen aller Macht an einen Punkt, als Ideal gelten: für die Kultur ist umgekehrt die Dezentralisation, das Hinsfluten der Kulturwellen über das ganze Land, das erstrebenswerte Ziel; und glanzvolle Hauptstädte, ausgeschmückt mit blendenden Werken, erfüllt von lautem Kulturlieben neben der kümmerlichen Steppe eines stiefmütterlich behandelten Landes sind nichts als ein Denkmal verschleieter Barbarei. Darum müssen wir Franken streben nach der Wiedererweckung einer bodenständigen fränkischen Kunst als des edelsten Ausdruckes fränkischer Kultur.

Zum Erreichen dieses Zieles beizutragen, das wird eine der schönsten Aufgaben unserer Geschichtsvereine sein. Aber freilich muß das Interesse der Ge-

samtenbevölkerung an diesen Vereinen ungleich viel größer werden als dies bis jetzt der Fall ist, muß die Mitgliederzahl sich verdrei-, vervierfachen. Und dies ist kein unbilliges Verlangen. Die Zeit der streng wissenschaftlichen Abgeschlossenheit ist auch für die historischen Vereine längst vorüber. Es ist Dürnwächters bleibendes Verdienst den Bamberger Historischen Verein aus den vier Wänden der Studierstube hinausgeführt und in Fühlung mit weiteren Volkstreffen gebracht zu haben. Wenn er die Volkskunde als gleichwertiges Arbeitsgebiet neben die Urgeschichts- und Geschichtsforschung stellte, so ist es eben nun unsere Aufgabe diesen Begriff nach der Richtung der Stammeskunde zu erweitern und zu vertiefen. Dies ist nur möglich durch die Mitarbeit vieler. Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich einen der fränkischen Geschichtsvereine als in dieser Hinsicht für alle anderen vorbildlich anführe. Die Stadt Wertheim am Main zählt gegen 4000 Einwohner: der Jahresbericht des Historischen Vereins Altwertheim vom Jahre 1916 führt 880 Mitglieder auf! Dahinter stehen alle anderen Geschichtsvereine weit, zum Teil außerordentlich weit zurück. Selbst gewisse, die Mitgliederzahl in Wertheim fördernde Umstände gebührend in Anschlag gebracht, bleibt doch diese Mitgliederzahl ein leuchtendes Beispiel einer nicht nur im Mund geführten Heimatliebe. Was in Wertheim möglich ist, sollte in Bamberg — und sonstwo — nicht unmöglich sein, und es wird sich erreichen lassen, wenn wir die Aufgaben des Vereins im angegebenen Sinn vaterländisch vertiefen. Die vom Bamberger historischen Verein beschlossene Herausgabe eines mehr volkstümlichen Jahrestalenders — in ungefährer Anlehnung an Henners vortreffliche Altfränkische Bilder — mit dem Titel „Heimatblätter des Historischen Vereins für das Hochstift Bamberg“ kann hier erfolgreich wirken.

Aber es muß noch etwas anderes geschehen. Die hermetische Abgeschlossenheit der einzelnen fränkischen Geschichtsvereine muß durchbrochen werden. Wer sich auf den Turm unserer Altenburg begibt, sieht bei klarem Wetter in das Arbeitsgebiet von einem halben Duzend historischer Vereine hinein. Aber sagen Sie selbst: von dem, was der Historische Verein zu Würzburg leistet, was der Nürnberger Geschichtsverein erforscht, womit sich die Bayreuther Historiker beschäftigen, davon wissen die Bamberger doch eigentlich einen Pfifferling. Dies muß anders werden. Es müssen Mittel und Wege gefunden werden die verschiedenen Vereine des fränkischen Stammes einander näher zu bringen, damit aus dem Nebeneinander ihrer Arbeit ein Miteinander werde. Die Ausflüge der Vereinsmitglieder z. B. müssen sich gelegentlich über die eigenen Grenzen in das Gebiet eines Nachbarvereins hinein erstrecken; hier müssen sich dann die Angehörigen der Vereine zusammensinden, damit aus dem, was sie da sehen und hören, das Gefühl der Gemeinsamkeit erspriehe.

Doch will ich mich in diesem Augenblick nicht weiter in Pläne verlieren, denen ich meine schwachen Kräfte zu widmen gedenke, sobald die Verhältnisse die endgültige Rückkehr ins Land der Franken werden erlaubt haben. Noch sind es vielleicht Luftschlösser, aber vielleicht sind doch ihre Mauern auch für Sie, verehrte Hörer, mit einem holden Schimmer überflogen, sodah sie als Trostburgen

emporragen über das trostlose Grau unserer Tage. Ich darf nun schließen mit einer Erinnerung an alte Zeiten, an der jene keinen Anstoß nehmen mögen, die sie einst auf der Schulbank des Gymnasiums oder sonstwo im Geschichtsunterricht gehört und abermals gehört haben. Denn vieles, was uns längst bekannt war, so bekannt, daß wir es für abgedroschen hielten, hat uns dieser große Krieg erst in seinen Tiefen verstehen gelehrt. Im Jahre 216 vor Christus ward das römische Heer in der furchtbaren Schlacht von Cannä vernichtet. Es fiel der eine Feldherr mit der Blüte des Volkes, der andere aber, durch seine Unüberlegtheit ein Hauptschuldiger an dem furchterlichen Schlag, floh mit einem Häuflein und langte so in der Hauptstadt an, deren Straßen von großer Wehklage widerhallten. Da gingen ihm, dem geschlagenen Feldherrn, dessen bei jedem anderen Volk das Kriegsgericht erwartet hätte, Bürger aus allen Ständen entgegen und dankten ihm, daß er am Staat nicht verzweifelt habe. So wahrhaft groß, so wahrhaft bewunderungswürdig müssen freilich Völker handeln, die zur Welt Herrschaft berufen sind. Dem deutschen Volke ist diese Rolle nicht zuerteilt. Aber in ähnlichen Tagen nicht zu verzweifeln, das dürfen auch wir billig von dem alten Römervolk lernen. So wollen wir uns heute zeigen, daß einst die Geschichte über uns urteilt: „Von Haß und Neid umgeben, und selber auch mit mancher Schuld belastet, geriet dies Geschlecht durch dunkle Verstrickungen in schwereres Unglück; aber es trug seine Last mit unverzagtem Mut im Gedanken an seine Nachkommen und läuterte sich im Fegfeuer der harten Arbeit zu neuem Aufstieg.“ Dann mögen einst die Enkel zu unseren Hügeln treten und zu uns hinabrufen: „Dank euch, ihr Väter, daß ihr am Vaterland nicht verzweifelt habt!“ Wir aber werden drunten selig schlafen, wenn die Scholle ob unseren Häupten leise zittert von dem Fußtritt eines frohen und freien Geschlechts.





## Das Planetarium von Johann Zick und andere Planetenmaschinen des 18. Jahrhunderts in den ehemaligen Hochstiften Würzburg und Bamberg

Von H. Stoeckl \*)



Die Geschichte der Astronomie geht in ihren Anfängen bis in die frühesten Zeiten des Altertums zurück. Die Ergründung des Erscheinens der Gestirne am Himmel, der Gesetze ihrer scheinbaren und wirklichen Bewegungen und ihres Zusammenhangs mit gewissen periodisch sich wiederholenden Erscheinungen auf der Erde hat nicht nur die Gelehrten, sondern auch die große Masse von jeher auf das lebhafteste beschäftigt. Bereits im Altertum verstand man den Bau gewisser Instrumente, der Armillarsphären zu astronomischen Beobachtungen. Damals dachten sich die Astronomen die Erde im Mittelpunkt des Weltalls feststehend, während sich der ganze Fixsternhimmel, den man sich als hohle Kugel vorstellte, in 24 Stunden von Ost nach West um seine Achse drehte. Ptolemäus (2. Jahrhundert n. Christus) stellte auf dieser Grundlage die Bahnen der Planeten fest. Sein System blieb auch während des ganzen Mittelalters die unantastbare Grundlage der Astronomie, bis Kopernikus (1473—1543) in seinem Werk „De revolutionibus orbium coelestium libri sex“, Nürnberg 1543, ein neues System schuf, in dem er die Sonne in den Mittelpunkt der Welt stellte, um welche die Erde und die anderen Planeten in der Richtung von West nach Ost rotieren. Er stellte auch die Reihenfolge der Planeten fest, unter denen er der Erde ihren Platz anwies. Das neue System wurde nach mancherlei Kämpfen mit den Anhängern des alten Systems schließlich als das allein richtige erkannt und wurde grundlegend für die neuere Astronomie.

Von da an datieren auch die Verbesserungen der astronomischen Instrumente. Aber erst mit der Erfindung des Fernrohres (1608 von Hans Lippershey zu Middelburg in Holland und gleichzeitig von Johannes Kepler, dem Entdecker der nach ihm genannten drei Gesetze der Planetenbewegung) beginnen die wichtigsten Entdeckungen am Himmel und folgen von da an in rascher Folge auf einander.

Schon im 16. und besonders im 17. Jahrhundert verwendet man auf die Herstellung von Maschinen zur wissenschaftlichen Verdeutlichung der Planetenbewegung um die Sonne, den sog. Planetarien viel Zeit und Mühe. Während aber im 18. Jahrhundert die wissenschaftlichen Kreise von diesen astronomischen Hilfsmitteln fast ganz abkamen, bemächtigte sich ihrer nun die astronomische Laien,

\*) Ein Nachruf für den verstorbenen hochverdieneten Director des Frankfurter Kulturhistorischen Museums wird demnächst im Frankfurter Land erschienen.